

bfo-Journal  
4.2018

bauforschungonline.ch

## Preserving a Shared Heritage. Challenges, Potential and Limits



**Editorial Board**

Francine Giese, Zürich. Richard Buser, Baden. Ariane Varela Braga, Zürich.  
Irina Davidovici, Zürich.

**Issue Editor**

Francine Giese, Zürich.

**Advisory Board**

Katrin Albrecht, Zürich. Federico Bellini, Camerino. Patricia Blessing, Claremont, California.  
Giuseppe Bonaccorso, Camerino. Simonetta Ciranna, L'Aquila. Claudia Conforti, Roma.  
Sabine Frommel, Paris. Vincenza Garofalo, Palermo. Giovanni Gasbarri, Roma. Tobias  
Glitsch, Aachen. Maximilian Hartmuth, Wien. Sarah Keller, Romont. Helen Loveday, Genève.  
María Marcos Cobaleda, Málaga. Anna Minta, Linz. Martino Stierli, New York. Letizia  
Tedeschi, Mendrisio. Markus Thome, Bern. Anna Vyazemtseva, Moscou. Leïla el-Wakil,  
Genève. Michael Waters, Oxford.

**Design & Layout**

Katrin Kaufmann, Bern. Ronja Oki, Zürich.

All information on the bfo-Journal is available online at  
[www.bauforschungonline.ch/bfo-journal.html](http://www.bauforschungonline.ch/bfo-journal.html)

Cover image: Regello (Tuscany), Villa of Sammezzano, View of the Peacock Room (Ferdinando Panciatichi Ximenez d'Aragone, between 1870-1887)

© Bildarchiv Foto Marburg / Rabatti & Domingie

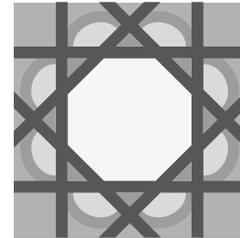
© 2018 bfo-Journal

ISSN 2297-7260

Published in collaboration with the web agency *zehnplus GmbH*, Zürich/Olten.

**zehnplus.**

Webagentur | [www.zehnplus.ch](http://www.zehnplus.ch)



bfo-Journal  
4.2018

bauforschungonline.ch

## Preserving a Shared Heritage. Challenges, Potential and Limits

<b>Editorial</b> Francine Giese	4
<b>De l'oubli à l'éveil : traces de l'orientalisme architectural en Belgique</b> Davy Depelchin	8
<b>Le patrimoine bâti entre le marteau de la croissance et l'enclume du basculement du monde</b> Commentaire critique par Leïla el-Wakil	21
<b><i>Mémoires fragiles. Conserving Orientalist Architecture in Switzerland and Beyond</i></b> Review by Ariane Varela Braga	28

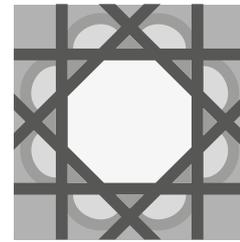
## Editorial

**Francine Giese**  
**Universität Zürich**

Anlässlich des Europäischen Kulturerbejahres 2018 ist die diesjährige Ausgabe des *bfo-Journals* dem Thema „Shared Heritage“ gewidmet und will damit die gestellten Herausforderungen und das Potenzial eines Baubestandes aufzeigen, der kulturelle Grenzen übergreift und neue Realitäten schafft. Diese stellen Denkmalpfleger und Behörden immer wieder vor enorme Aufgaben, wenn es darum geht, transkulturelle Bauten zu pflegen und zu erhalten. Ein sprechendes Beispiel ist die um 785 gegründete Grosse Moschee von Córdoba (Abb. 1), die nach der Eroberung der Stadt durch Fernando III. von Kastilien und León (reg. 1230-1252) im Jahre 1236 als Kathedrale umgenutzt wurde<sup>1</sup>. Als ein von zwei Kulturen geprägter Bau stand die Cordobeser Moschee-Kathedrale vor 45 Jahren im Zentrum einer ausserordentlichen ICOMOS-Versammlung, in deren Verlauf die *Resolución de Córdoba sobre los Monumentos pertenecientes a diferentes Culturas* (Resolution von Córdoba über Bauten die verschiedenen Kulturen angehören) verfasst wurde. Diese reagierte auf eine in den 1970er Jahren in Spanien entflammte Debatte, die als „polémica de la mezquita“ (Moschee-Kontroverse) in die Geschichte eingehen sollte. Streitpunkt waren die kollidierenden Vorstellungen und Visionen von Denkmalpflegern, Behörden und der Öffentlichkeit über die Erhaltung, Pflege und Valorisierung der kulturellen, historischen und architektonischen Schichten des Baus.



1



**bfo-Journal**  
**4.2018**

[bauforschungonline.ch](http://bauforschungonline.ch)

<sup>1</sup> Siehe hierzu ausführlich Francine Giese, *Bauen und Erhalten in al-Andalus. Bau- und Restaurierungspraxis in der Moschee-Kathedrale von Córdoba*, Bern: Peter Lang, 2016, insbes. 185-221, mit weiterführender Literatur.

<sup>2</sup> Siehe hierzu Francine Giese, *Bauen und Erhalten in al-Andalus. Bau- und Restaurierungspraxis in der Moschee-Kathedrale von Córdoba*, Bern: Peter Lang, 2016, 3-7.

<sup>3</sup> Francisco Pons-Sorolla y Arnau, *Mezquita de Córdoba. Datos iniciales para posible traslado de la Catedral Cristiana*, Madrid, November 1971, 2 (Archivo General de la Administración, (4)117 51/12225).

**Abbildung 1.**  
Córdoba, Moschee-Kathedrale, Blick durch den Betsaal des umayyadischen Gründungsbaus (um 785). © Bildarchiv Foto Marburg / Thomas Scheidt, Christian Stein.

Als Sinnbild einer der bedeutendsten Kontaktzonen der mittelalterlichen Welt kam der Moschee-Kathedrale seit jeher eine über die reine Architektur hinausgehende Bedeutung zu, an der die nationale und religiöse Identitätsbildung Spaniens wesentlichen Anteil hatte. So erstaunt es nicht, dass der islamische Bau nach der christlichen Eroberung der Stadt schrittweise dem christlichen Kult angepasst wurde (Abb. 2). Schon eher überraschend ist der im Zuge der im 19. Jh. einsetzenden Restaurierungstätigkeit stattfindende Rückbau der nach-islamischen Einbauten und die Wiederherstellung eines hypothetischen Urzustandes im Sinne Eugène Viollet-le-Ducs (1814-1879). Dem nicht genug, unterstützte die Franco-Administration den von einflussreichen spanischen Zeitgenossen wie Rafael de La-Hoz Arderius (1924-2000), Francisco Pons-Sorolla y Arnau (1917-2011) oder Rafael Castejón Martínez de Arizala (1893-1986) lancierte Idee einer räumlichen und funktionalen Trennung von Moschee und Kathedrale<sup>2</sup>.



2

Pons-Sorolla ging sogar soweit, dass er im November 1971 einen Antrag ausarbeitete, der die Verlegung des zwischen 1523 und 1607 entstandenen zweiten Kathedraleinbaus von seinem aktuellen Standort innerhalb des islamischen Betsaals auf ein östlich davon gelegenes Grundstück vorsah<sup>3</sup>. Dieser gemäss Ignacio Cassar Pinazo einer kulturhistorischen Amputation gleichkommende Eingriff löste in Córdoba heftige Reaktionen aus und mündete in der erwähnten Resolution<sup>4</sup>. Diese bezieht sich speziell auf Bauten, die mehreren Kulturen angehören und unterstreicht dabei nachdrücklich, den enormen Wert (*interés*), den diese Meisterwerke im 20. Jh. aufgrund ihres hohen Zeugniswertes für das menschliche Bewusstsein darstellen<sup>5</sup>.

Dass dies nicht nur auf mittelalterliche Bauten wie die Moschee-Kathedrale von Córdoba zutrifft, sondern auch auf jüngeren Baubestand, wie die im 19. Jh. in Europa weitverbreitete neo-islamische Architektur, zei-

<sup>4</sup> José Ignacio Cassar Pinazo, „Anotaciones al artículo ‚Datos para la restauración de la Mezquita de Córdoba‘ Rafael Castejón y Martínez de Arizala“, in: *Papeles del Partal*, Nr. 2, 2004, 43.

<sup>5</sup> „...los expertos subrayan con énfasis el enorme interés que estas obras maestras presentan en el siglo XX para la conciencia humana en razón a su alto valor de testimonio“, *Resolución de Córdoba sobre los Monumentos pertenecientes a diferentes Culturas*, Córdoba, 2. Mai 1973 (Archivo General de la Administración, (4)117 51/12225), Übersetzung der Autorin.

<sup>6</sup> Siehe etwas Stefan Koppelkamm, *Der imaginäre Orient. Exotische Bauten des 18. und 19. Jahrhunderts in Europa*, Berlin: Ernst, Wilhelm & Sohn, 1987; John Sweetman, *The Oriental Obsession. Islamic Inspiration in the British and American Art and Architecture 1500-1920*, Cambridge: Cambridge University Press, 1988; Maria Adriana Giusti, Ezio Godoli (Hrsg.), *L'orientalismo nell'architettura italiana tra Ottocento e Novecento: atti del convegno internazionale di studi* (Viareggio, 23-25 ottobre 1997), Siena: Maschietto & Musolino, 1999; Nabila Oulebsir, Mercedes Volait (Hrsg.), *L'Orientalisme architectural entre imaginaires et savoirs*, Paris: Picard, 2009, 89-107; Juan Calatrava, Guido Zucconi (Hrsg.), *Orientalismo, arte y arquitectura entre Granada y Venecia*, Madrid: Abada, 2012; Francine Giese, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *The Power of Symbols. The Alhambra in a Global Perspective*, Bern: Peter Lang, 2018; Francine Giese, Ariane Varela Braga et al. (Hrsg.), *A Fashionable Style – Carl von Diebitsch und das Maurische Revival*, Ausstellungskatalog (Architekturmuseum TU Berlin), Bern: Peter Lang, 2017; Francine Giese, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *Die Aneignung des Orients. L'appropriation de l'Orient* (SGMOIK Bulletin 44), Bern: SGMOIK, 2017; Francine Giese, Leïla el-Wakil, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *Der Orient in der Schweiz / L'Orient en Suisse. Neo-islamische Architektur und Interieurs im 19. und 20. Jahrhunderts* (Welten des Islams, 10), Berlin: Walter de Gruyter, 2019 (im Druck).

**Abbildung 2.**  
Córdoba, Moschee-Kathedrale, Aussenansicht mit Blick auf den zweiten Kathedraleinbau (1523-1607).  
© Bildarchiv Foto Marburg / Thomas Scheidt, Christian Stein.

gen diverse, dem architektonischen Orientalismus gewidmete Studien auf<sup>6</sup>.

So bekommen die allzu oft als exzentrische *folies* betrachteten Bauten und Interieurs in einer Zeit des zunehmenden Islamskeptizismus eine wichtige Vermittlerrolle zwischen zwei religiös unterschiedlichen, historisch historisch aber eng verbundenen Kultursphären. Dass auch dieser, kulturelle Grenzen übergreifende Baubestand im Verlauf des 20. Jh. einer fortschreitenden Zerstörung ausgesetzt war, zeigt Davy Delpechin in seinem Beitrag zur orientalisierenden Architektur in Belgien auf. Ähnliche Denkmalverluste sind auch in der Schweiz zu beklagen, wie Maria D'Alessandro für das Tessin jüngst hervorgehoben hat<sup>7</sup>. Gleichzeitig verfügen die nicht selten als *fremdartig* beschriebenen Bauten über erstaunliches Potenzial, wenn es darum geht, die Öffentlichkeit für Belange der Denkmalpflege zu mobilisieren – dies eine andere Facette von „Shared Heritage“, die Leïla el-Wakil in ihrem kritischen Kommentar hervorhebt. Auf den 2017 erfolgten Abbruch der neo-maurischen Villa im französischen Pessac nahe Bordeaux verweisend, macht el-Wakil deutlich, wie gerade jene Ausnahmebauten zu Referenzwerken im kollektiven Gedächtnis werden können.



3

Vergleichbare Fälle stellen die neo-maurische Malaga-Kellerei in Lenzburg dar, von der dank öffentlichen Eingreifens zumindest die Hauptfassade gerettet werden konnte (Abb. 3)<sup>8</sup>, oder die vom Stuttgarter Architekten Wilhelm Friedrich Carl Bareiss (1819-1885) zwischen 1863 und 1864 erbaute neo-maurischen Bad- und Waschanstalt in Winterthur (Abb. 4). Als ein fernes Echo von Ludwig Persius (1803-1845) Potsdamer Dampfmaschinenhaus und Karl Friedrich Schinkels (1781-1841) Berliner Bauakademie, belegt die Bad- und Waschanstalt den intensiven Motiv- und Ideentransfer des 19. Jh.<sup>9</sup>. Als erstes Hallenbad der Schweiz steht der Bau zudem für technische Innovation. Umso erstaunlicher ist es, dass die Bad- und Waschanstalt 1973 einem Geschäftsgebäude hätte weichen sol-

<sup>7</sup> Maria D'Alessandro, „Vergangener Tessiner Orient“, in: Francine Giese, Leïla el-Wakil, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *Der Orient in der Schweiz / L'Orient en Suisse. Neo-islamische Architektur und Interieurs im 19. und 20. Jahrhunderts* (Welten des Islams, 10), Berlin: Walter de Gruyter, 2019 (im Druck).

<sup>8</sup> Siehe hierzu Hans Martin Gubler, „Bedrohte Exotik mitten in Lenzburg“, in: *Heimatschutz = Patrimoine*, Bd. 78, Heft 2, 1983, 14-15 sowie jüngst Richard Buser, „Vom Kuriosum zum Streitobjekt. Die Debatte um den Erhalt der Malaga-Kellerei in Lenzburg AG in den 1980er-Jahren“, in: Francine Giese, Leïla el-Wakil, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *Der Orient in der Schweiz / L'Orient en Suisse. Neo-islamische Architektur und Interieurs im 19. und 20. Jahrhunderts* (Welten des Islams, 10), Berlin: Walter de Gruyter, 2019 (im Druck).

<sup>9</sup> Cristina Mecchi, *Der erste Stadtbaumeister von Winterthur: Wilhelm Bareiss (1819-1885)*, Lizentiatsarbeit, Universität Zürich, 2008, 57-58, Katalog III; Francine Giese, „An inclination for the Moorish Style. Architects and Networks in 19th century Germany“, in: Francine Giese, Ariane Varela Braga (Hrsg.), *The Power of Symbols. The Alhambra in a Global Perspective*, Bern: Peter Lang, 2018, 225-244.

**Abbildung 3.**  
Lenzburg, Malaga-Kellerei, Fassadenfragment (Chiodera & Tschudi, 1889).  
Foto der Autorin.



4

len, ein Beschluss, der vom Bauausschuss der Stadt Winterthur in einer Verfügung der Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich vom 13. Februar 1976 entgegen der Empfehlungen der kantonalen Denkmalpflegekommission durchgesetzt wurde<sup>10</sup> – und zwar zu einem Zeitpunkt, als das 1973 angelaufene Inventarisierungsprojekt der neueren Schweizer Architektur (INSA) zum Umdenken anregte. Dieses vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierte Projekt reagierte auf die schweizweit zu beobachtende Abbruch- und Verstümmelungsgefahr historistischer Bauten, indem es die lange fällige Inventarisierung der Schweizer Architektur zwischen 1850 und 1920 nachholte<sup>11</sup>. Dennoch konnte der Totalabbruch der Winterthurer Bad- und Waschanstalt nur dank öffentlicher Proteste verhindert werden. Wie der von Ariane Varela Braga verfasste Workshop-Bericht verdeutlicht, haben wir es trotz Initiativen wie dem INSA immer noch mit „Mémoires fragiles“ zu tun. So ist die einzigartige Villa di Sammezzano in Regello bei Florenz, die das Cover der diesjährigen Ausgabe des *bfo-Journals* zielt, auch im 21. Jh. ein gefährdetes Kulturgut. Bleibt zu hoffen, dass das Europäische Kulturerbejahr 2018 und die zahlreichen Aktivitäten zum Thema „Shared Heritage“ das Bewusstsein von Fachleuten, Behörden und der Öffentlichkeit für die Bedeutung und Erhaltenswürdigkeit eines grenzübergreifenden Baubestandes geschärft haben.

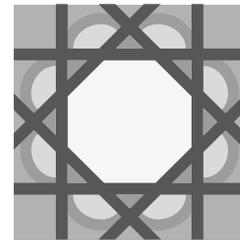
<sup>10</sup> Stadtarchiv Winterthur, Baupolizei-Akten Nr. 706/1.

<sup>11</sup> Georg Germann, „Wie das INSA begann. Die Anfänge des Inventars der neuen Schweizer Architektur 1850-1920“, in: *K+A*, Bd. 56, 2005, 8-10.

**Abbildung 4.** Winterthur, Badgasse 6, Bad- und Waschanstalt (Wilhelm Friedrich Carl Bareiss, 1863-1864), Aquarell von Jakob Ziegler-Sulzberger, 1868. Winterthurer Bibliotheken, Sammlung Winterthur, 023419\_O.

# De l'oubli à l'éveil : traces de l'orientalisme architectural en Belgique

Davy Depelchin  
Paris



bfo-Journal  
4.2018

[bauforschungonline.ch](http://bauforschungonline.ch)

Arcs en fer à cheval, colonnes aux chapiteaux mauresques et motifs de décoration géométrique appartiennent à un vocabulaire architectural qu'il n'est pas rare de trouver dans des bâtiments de l'Europe de l'Ouest. Formellement, ceux-ci puisent leurs germes dans des constructions du monde oriental. Qu'ils aient quitté leurs cultures d'origine pour essaimer et être plébiscités au plan international n'implique cependant pas que les bâtiments qu'ils ornent puissent être considérés comme un "patrimoine partagé". Cette qualification doit nécessairement être nuancée. Même si des personnes ou des communautés d'origines allochtones se sont approprié certaines constructions orientalistes de la fin du XIXe ou du début du XXe siècle afin de les transformer en mosquée (ill. 1) ou en restaurant indien, les sources témoignent d'un programme architectural occidental qui fut purement la suite d'une série de désirs et de besoins expressément liés à une certaine époque. Leur étude dans un contexte patrimonial n'est en réalité que récente. Venant d'autres cultures, ces éléments architecturaux, bien qu'ils soient intégrés dans un catalogue de formes et de décors, ne furent pas considérés comme faisant partie intégrante d'un système identitaire. On lisait avant tout la différence, voire la rupture qu'ils introduisaient dans le patrimoine architectural. Très souvent l'"exotisme" sous lequel l'orientalisme pouvait être rangé consistait à sublimer l'autre, le lointain. Mais profiter de ce "lointain" a souvent conduit à le *rapprocher*. Lors des deux dernières décennies du XIXe siècle et pendant le XXe siècle d'avant-guerre, la présence de l'orientalisme dans l'architecture occidentale fut importante. L'orientalisme n'en est pas moins toujours resté un thème, ou un amalgame de styles déracinés sur leurs terres d'accueil, et l'histoire a montré que l'absence de conscience réelle de sa valeur patrimoniale constitua, une fois la mode passée, un handicap voire un obstacle à sa conservation. Aujourd'hui, les témoins bâtis de ces univers exotiques sont rares. À travers le cas belge, cet article retrace l'histoire de la perte de ce patrimoine pour évoquer le potentiel d'une redécouverte documentée.



1

## L'orientalisme, miroir d'une société

L'orientalisme est un phénomène culturel qui a connu de multiples manifestations artistiques à travers l'histoire. Ses émanations architecturales ont eu des parallèles dans les arts plastiques, la littérature, les arts de la scène et la musique notamment<sup>1</sup>.

Dans toutes ces disciplines le thème oriental connut sa plus grande popularité au cours du XIXe siècle. Bien que le développement de l'orientalisme fut lié à des tendances inhérentes à chacune de ces disciplines, et bien que les périodes d'apparition, de floraison et de déclin de ces diverses manifestations ne coïncident pas nécessairement, c'est dans un même contexte socio-culturel que leur présence et leur succès peuvent être expliqués. Si l'orientalisme a rapproché l'Est et l'Ouest sur un plan décoratif – donc formel –, la raison d'être du phénomène se situe exclusivement du côté de la société européenne du XIXe siècle. Celle-ci constituait un terrain fertile pour la réception d'influences stylistiques étrangères et leur transformation dans un langage architectural occidental à vocation internationale.

Au XIXe siècle l'attrance pour l'Orient n'était pas nouvelle. Des objets orientaux avaient déjà été acheminés vers des cabinets de curiosités au XVIe siècle, et permettaient au collectionneur fortuné de s'afficher comme un homme savant. De façon analogue, les folies exotiques dans les parcs paysagers du XVIIIe siècle furent des symboles de prestige pour leur commanditaires aristocrates<sup>2</sup>. Le changement véritable qu'introduit le XIXe siècle dans cette histoire, c'est la fin des *happy few* ; la fin d'un privilège réservé à une caste éclairée. Dans une économie où la croissance spectaculaire de la production et une rotation rapide des marchandises

<sup>1</sup> Voir entre autres : Siegfried Wichmann (éd.), *Weltkulturen und moderne Kunst. Die Begegnung der europäischen Kunst und Musik im 19. Und 20. Jahrhundert mit Asien, Afrika, Ozeanien, Afro- und Indo-Amerika* (München : Bruckmann, 1972), pp. 12-15, 42-163 ; John Sweetman, *The Oriental Obsession. Islamic Inspiration in British and American Art and Architecture, 1500-1920* (Cambridge : Cambridge University Press, 1987) ; et John M. MacKenzie, *Orientalism. History, theory and the arts* (Manchester-New York : Manchester University Press, 1995).

<sup>2</sup> Voir par exemple : Sweetman (cit. note 1), pp. 10-43 ; Barbara Karl, « On the crossroads. Objects from the Islamic World in Habsburg Collections in the Late Sixteenth and Early Seventeenth Centuries », *Ars Orientalis*, 42 (2012), pp. 114-126 ; Nebahat Avcioglu, *Turquie and the Politics of Representation, 1728-1876* (Farnham : Ashgate, 2011) ; Haydn Williams, *Turquie* (New York : Thames & Hudson, 2014), pp. 115-137.

### Illustration 1

La Grande Mosquée de Bruxelles, anciennement Panorama du Caire, construit par l'architecte Ernest Van Humbeeck à l'occasion de l'Exposition Internationale de Bruxelles de 1897 (Demeester, 2012 – Creative Commons License).

devinrent rapidement des principes structurants, la bourgeoisie s'afficha très vite comme la classe sociale dominante. Ce groupe dont l'ampleur crut rapidement, amassa une grande richesse. Le nouveau pouvoir d'achat qui en découlait se traduisait aussi dans les dépenses de cette nouvelle entité sociale. Les frivolités qui, auparavant, étaient réservées à un nombre limité d'aristocrates, furent copiées par des citoyens fortunés<sup>3</sup>. L'amour de l'exotisme en faisait partie. La culture visuelle se développant, portée notamment par la circulation d'estampes, de revues illustrées et d'annonces publicitaires, joua un rôle important dans les processus d'éveil et de diffusion de ces désirs exotiques. Les récits de voyage d'écrivains plébiscités comme Gérard de Nerval et Théophile Gautier et les peintures d'artistes réputés tels que Ludwig Deutsch et John Frederick Lewis ou, en Belgique, Jean Portaels avaient également un impact non négligeable. Ce furent cependant la mobilité accrue des marchandises (grâce à une série d'innovations techniques et une intensification du commerce international) et la mécanisation de certains procédés de fabrication qui facilitèrent en premier lieu l'accès aux produits orientaux. Car si le pouvoir d'achat des acquéreurs augmentait, les prix des produits eux-mêmes baissaient. Via des importateurs spécialisés et le trafic organisé par les grands magasins, les objets parvenaient désormais dans les intérieurs des citadins occidentaux avec une fluidité sans précédent<sup>4</sup>. « Le ronflement continu de la machine à l'œuvre »<sup>5</sup>, pour reprendre les mots d'Émile Zola, permettait l'approvisionnement et l'écoulement régulier des marchandises.

Le développement des grands magasins, des cafés et des théâtres avait fait des villes un point de référence pour la société occidentale. Ces nœuds constituant le nouveau réseau international permettaient le croisement des hommes et des marchandises. La culture aussi bien que l'économie convergeaient vers ces villes qui prenaient une position dominante dans l'organisation de la société du XIX<sup>e</sup> siècle<sup>6</sup>. Mais la vie urbaine, malgré son grand attrait, n'était pas celle que les projections utopiques permettaient d'espérer. Une industrie polluante, une pauvreté insoutenable et un manque d'hygiène marquaient les villes de l'époque. Même les citoyens fortunés, qui avaient une situation enviable en regard de celle des ouvriers, ne pouvaient ignorer les grands problèmes posés par l'urbanisation et l'industrialisation. Ils avaient cependant un moyen de se protéger psychologiquement contre cette misère : voyager. Et si le voyage n'était pas envisageable pour des raisons matérielles, ces mêmes personnes faisaient venir à elles les atmosphères de leurs destinations exotiques. L'orientalisme fut un style gratifiant pour concrétiser et accommoder des envies d'échappées. De ce fait, il n'est pas rare de découvrir dans les descriptions de ces lieux d'habitation des éléments qui dépassent l'ekphrasis proprement dite. Le jardin d'hiver du politicien et botaniste gantois Charles de Kerchove de Denterghem (ill. 2) évoquait l'Eden de Milton ou le jardin enchanté décrit par Le Tasse<sup>7</sup>, la grande salle du premier *kursaal* d'Ostende conçu par Henri Beyaert emportait certains de ces visiteurs à l'Alhambra<sup>8</sup>, et le Marché de la Madeleine à Bruxelles (ill. 3), avec sa décoration orientaliste éphémère dessinée par Alphonse Balat, se voulait tout droit sorti des Mille et une Nuits<sup>9</sup>. Un tel pouvoir de projection cont-

<sup>3</sup> Jürgen Osterhammel, *The Transformation of the World. A Global History of the Nineteenth Century* (Princeton : Princeton University Press, 2014), pp. 761-762.

<sup>4</sup> Osterhammel 2014 (cit. note 3), pp. 226-240, 245.

<sup>5</sup> Émile Zola, *Au Bonheur des Dames* (Paris : LGF, Le livre de poche, 1984), p. 23.

<sup>6</sup> C.A. Bayly, *The Birth of the Modern World, 1780-1914* (Oxford : Blackwell, 2004), p. 194 ; Osterhammel 2014 (cit. note 3), pp. 244-249, 260-264.

<sup>7</sup> Émile Rodigas, « Le jardin d'hiver du comte de Kerchove de Denterghem », *Revue de l'horticulture belge et étrangère*, 1875, p. 87.

<sup>8</sup> J.B. Lauwers, « Description de la ville d'Ostende, de son origine et son histoire », *La Flandre Maritime*, 6 (1855), p. 1.

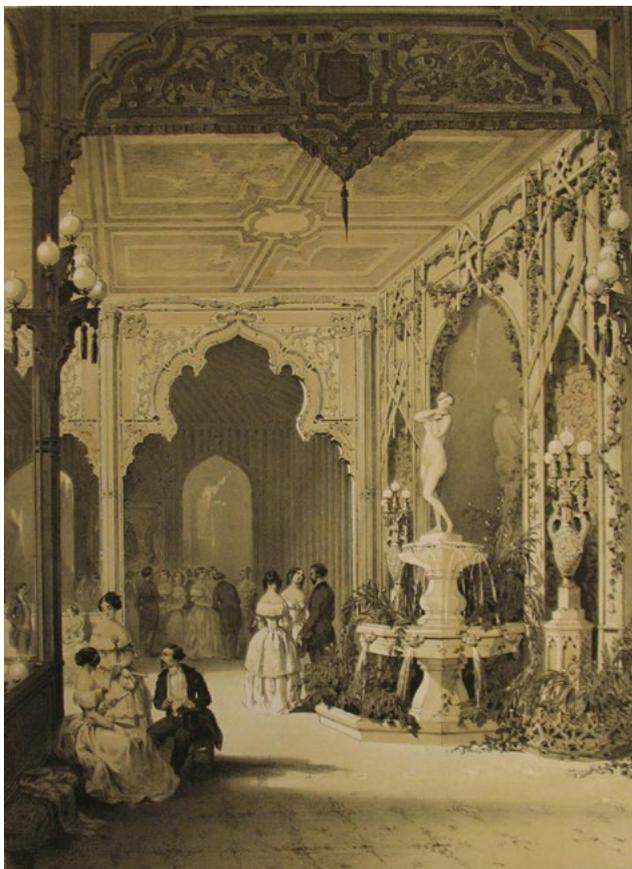
<sup>9</sup> Alphonse Balat, *Souvenirs de la fête donnée le 26 septembre 1848 par le Cercle Artistique et Littéraire* (Bruxelles : Dero-Becker, 1849), p. 3.

enu dans des lieux bien réels invite à penser ces espaces orientalistes entre monde fictionnel et hétérotopie (Foucault entendant par là un espace *autre*, qui suspend, inverse ou neutralise les rapports qu'il désigne<sup>10</sup>). Inscrits au cœur de la vie courante et des usages journaliers de la cité, ces lieux sont créés en vue de permettre au visiteur de s'extraire de cette même vie quotidienne.

<sup>10</sup> Michel Foucault, *Le Corps utopique, les hétérotopies* (Paris : Lignes, 2009), pp. 23-36.



2



3

**Illustration 2**

Le jardin d'hiver de Charles de Kerchove de Denterghem, construit par l'architecte Théophile Bureau en 1873 (*Le Globe Illustré. Journal de famille*, 1888, 19, p. 228).

**Illustration 3**

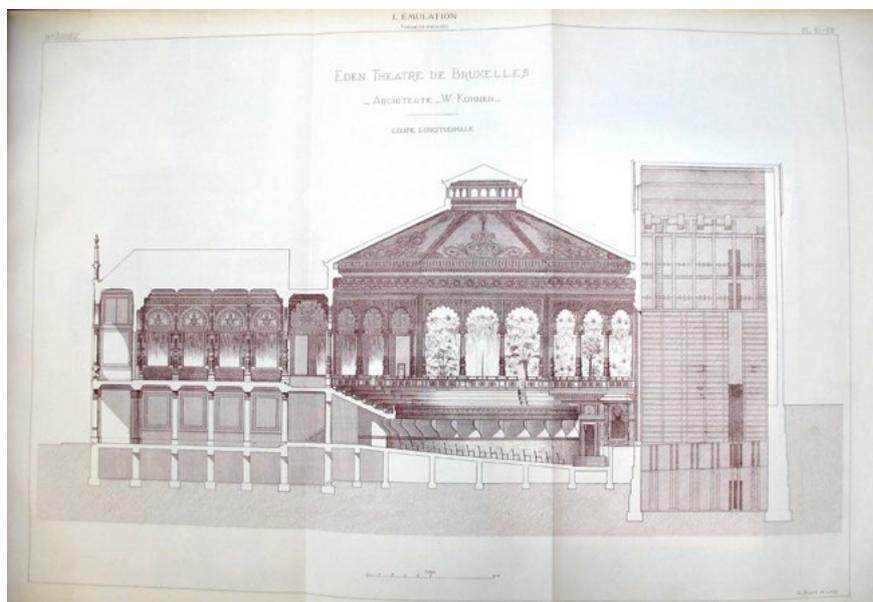
La galerie supérieure du Marché de la Madeleine à Bruxelles, décorée éphémèrement par l'architecte Alphonse Balat à l'occasion d'une fête en 1848 (Alphonse Balat, *Souvenirs de la fête donnée le 26 septembre 1848 par le Cercle Artistique et Littéraire* (Bruxelles : Dero-Becker, 1849), planche VII).

## Topographie d'un thème architectural à son apogée

La concentration de ce capital économique et le besoin qu'avaient les citoyens de se divertir et de fuir, de temps à autres, leur environnement quotidien faisaient de la ville un terrain favorable à l'orientalisme architectural. Le constat concerne l'ensemble de l'Europe, et la Belgique ne fait pas exception. Environ la moitié des ensembles orientalistes connus (une cent-cinquantaine de cas, architectures d'extérieur et d'intérieur confondues) se trouvait dans les deux villes les plus importantes du pays : la capitale Bruxelles d'une part et la ville portuaire d'Anvers d'autre part<sup>11</sup>. Théâtres, cafés, hôtels, pavillons de zoo, intérieurs particuliers, kiosques et constructions éphémères furent montés dans un langage emprunté à l'Orient. Que ces mêmes villes aient organisé plusieurs expositions universelles (Anvers en 1885 et en 1894, Bruxelles en 1888, 1897 et 1910) où l'on observa profusion d'éléments orientalistes, contribua certainement à accroître ces concentrations<sup>12</sup>. La plupart des constructions ou "habilllements" furent dédiés à la détente et à la distraction ; qu'il s'agisse de fumoirs ou de salons de billard dans des résidences particulières, de théâtres de vaudeville (ill. 4) ou de cafés luxueux. Cette association était si forte que les bâtisses orientalistes devinrent une forme d'architecture parlante : l'exotisme se mit à servir d'enseigne pour le divertissement<sup>13</sup>. L'imposante synagogue Shomré Hadass à Anvers (ill. 5) faisait toutefois exception. Comme on peut aussi l'observer dans d'autres villes européennes, le parti-pris esthétique et les choix architecturaux étaient le fruit de questions identitaires, la communauté juive locale ayant tranché en faveur de l'orientalisme<sup>14</sup>.

Dans des milieux ruraux, la présence de structures orientalistes était plutôt rare. Il s'agissait d'initiatives isolées, dues à des contextes de vie mondains, qui furent sans doute perçues par la communauté locale comme des preuves d'excentricité. Pour ceux qui ne connaissaient pas les métropoles, les constructions exotiques des villes de taille réduite pou-

4



<sup>11</sup> Ces chiffres proviennent d'un inventaire personnel non publié qui enrichit l'inventaire publié par Stefaan Grieten en 2002 (voir plus bas, note 22).

<sup>12</sup> Pour un aperçu de ces architectures, voir entre autres : Mandy Nauwelaerts, Jan-Lodewijk Grootaers (éds.), *De panoramische droom: Antwerpen en de wereldtentoonstellingen 1885, 1894, 1930* (Anvers : Antwerpen 93, 1993) et Serge Jaumain, Wanda Balcers (éds.), *Bruxelles 1910. De l'Exposition universelle à l'Université* (Bruxelles-Tielt : ULB-Racine, 2010).

<sup>13</sup> Stefan Koppelkamm, *Der imaginäre Orient. Exotische Bauten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in Europa* (Berlin : Ernst & Sohn, 1987), pp. 154-161.

<sup>14</sup> Koppelkamm 1987 (cit. note 13), pp. 98-103 ; Dominique Jarrassé, « Sefarad imaginaire : le style hispano-mauresque dans les synagogues du XIXe siècle », in Esther Benbassa (éd.), *Mémoires juives d'Espagne et du Portugal* (Paris : Publisud, 1996), pp. 261-269 ; Dominique Jarrassé, *Une histoire des synagogues françaises. Entre Occident et Orient* (Arles : Actes Sud, 1997) ; Ivan Davidson Kalmar, « Moorish Style: Orientalism, the Jews, and Synagogue Architecture », *Jewish Social Studies*, 7 (2001), 3, pp. 68-100. Voir aussi : Ron Epstein-Mil, *Les Synagogues de Suisse. Construire entre émancipation, assimilation et acculturation* (Neuchâtel : Alphil, 2015), pp. 72-84.

### Illustration 4

Coupe longitudinale du Théâtre de l'Éden à Bruxelles, construit par l'architecte Wilhelm Kuhnén et décoré par Alban Chambon en 1880 (*L'Émulation*, 8, 1882, pp. 31-32).



5

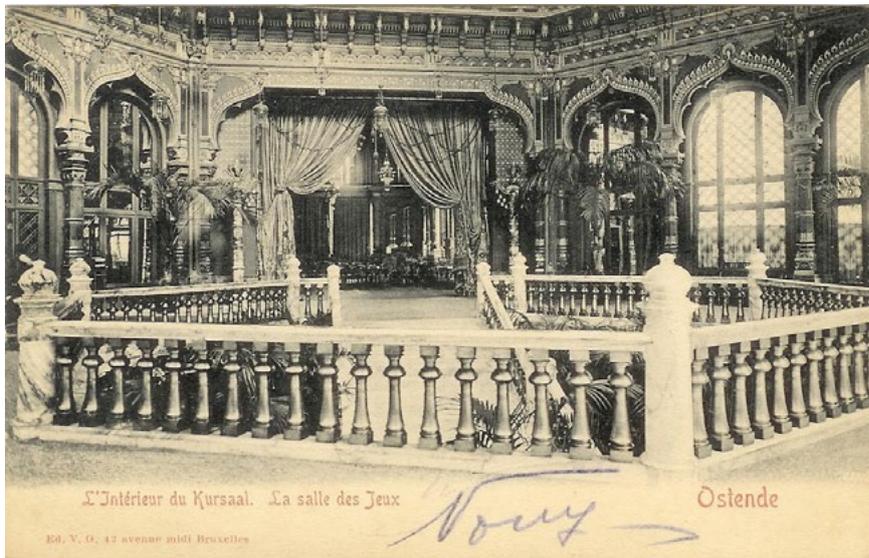
vaient aussi être conçues comme des folies. Il faut faire exception des cas d'Ostende et, dans sa proximité, de Blankenberghe, rapidement passée de la taille de village à ville. L'explication se trouve dans leur localisation sur la côte belge. Dans la deuxième moitié du XIXe siècle, ces lieux devinrent des stations balnéaires d'envergure internationale où la noblesse, la haute bourgeoisie et toutes sortes de personnalités passaient leur été. Ostende, desservie par le chemin de fer dès 1838 fut la capitale nationale d'été et pouvait compter sur la présence de la famille royale, de membres du gouvernement et de nombreux dignitaires étrangers. Même si ces lieux de villégiature se construisirent sur des villages ou des villes existantes, ayant leurs propres repères architecturaux (l'église paroissiale, le marché aux poissons, la maison communale, etc.), les communautés temporaires de vacanciers qui s'y formaient l'été avaient besoin, pour des raisons tout aussi matérielles que mondaines, d'une infrastructure sur mesure. Les casinos, grands hôtels et cafés nouvellement construits prenaient les établissements de divertissement des villes comme modèle et adoptaient l'orientalisme comme style de construction idoine<sup>15</sup>. Certains édifices phares des villes balnéaires furent dotés d'une touche à l'orientale. Sur une période de cinquante ans, pas moins de six ébauches de différents casinos-*kursaals* à Blankenberghe et Ostende mettaient un style exotique en avant. Cinq de ces projets, dont la rotonde d'Alban Chambon au casino

<sup>15</sup> Dès le début du siècle, l'orientalisme fut fortement ancré dans l'architecture balnéaire. La présence du Royal Pavilion à Brighton et le modèle que constitua cette ville du sud de l'Angleterre dans la propagation du mode balnéaire ont tout de suite créé un lien fort entre l'orientalisme et les infrastructures balnéaires. Sur l'orientalisme et l'architecture balnéaire, voir aussi : Bernard Toulhier, « Un parfum d'Orient au cœur des villes d'eaux », *In Situ, le patrimoine rural* (2e partie), 7 (2006) ; Bernard Toulhier, « L'orientalisme dans l'architecture des villes d'eaux en France », in Nathalie Bertrand (éd.), *L'Orient des architectes* (Aix-en-Provence : Publications de l'Université de Provence, 2006), pp. 51-68.

#### Illustration 5

La Shomré Hadass synagogue à Anvers, construite par l'architecte Ernest Stordiau en 1891 (Torsade de Pointes, 2010 – Public Domain).

d'Ostende (ill. 6), furent réalisés. Ceux-ci inspirèrent aussi la décoration de certains hôtels de luxe.



6

Après avoir connu son apogée pendant la Belle Époque, l'orientalisme a vu son importance négligée pendant les années de guerre. Puis, parce que son image restait associée au luxe et au divertissement, il sut renaître pendant l'entre-deux guerres. Adapté aux goûts de la nouvelle époque, il fit l'objet d'une plus grande stylisation et de plus de sobriété dans l'exécution. L'orientalisme se présenta alors souvent comme une forme de l'Art déco – mouvement qui incorporait aussi d'autres formes d'exotisme. La maison Wielemans, construite entre 1926 et 1928 à Bruxelles, en est un bel exemple (ill. 7).



7

#### Illustration 6

La rotonde du Casino-Kursaal d'Ostende, décorée par Alban Chambon en 1900 (carte postale, collection de l'auteur).

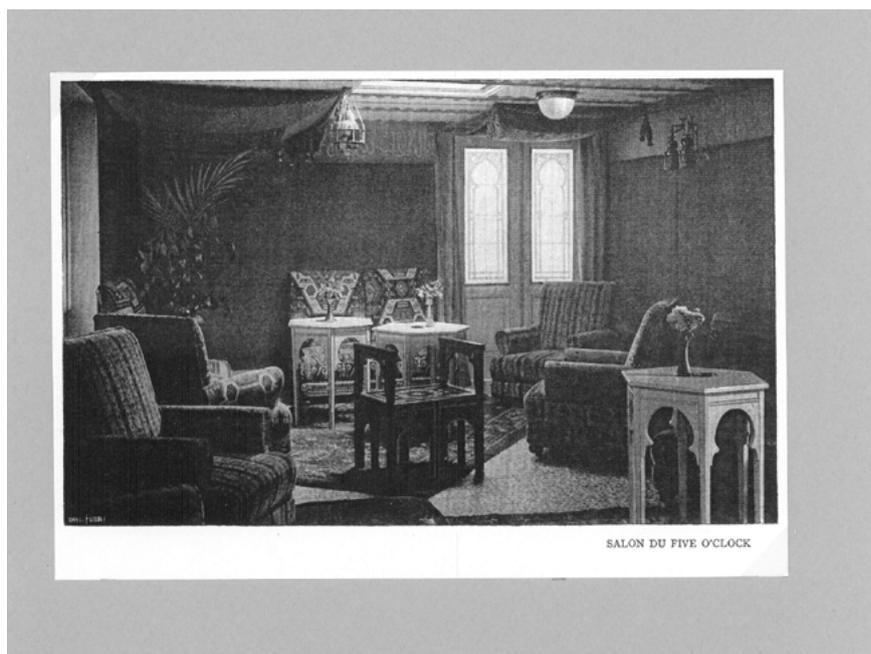
#### Illustration 7

Le patio de la maison Wielemans à Bruxelles, construite par l'architecte Adrien Blomme en 1926 (© SPRB-DMS, www.irismonument.be).

## L'éloge funèbre de l'exotisme

Après la Seconde Guerre Mondiale, l'orientalisme architectural avait pour ainsi dire perdu toute popularité. La société s'était transformée. L'objet des fantasmes décoratifs était désormais moins l'Orient que l'Occident, et le style de vie américain qui à la Libération fut propagé en Belgique comme dans d'autres pays européens concentra sur lui toutes les attentions. Cette nouvelle passion eut pour conséquence logique l'absence de nouveaux projets orientalistes, mais aussi une négligence accrue vis-à-vis des ensembles encore existants. Dans cette période d'essor économique, le climat était voué au progrès. Conserver des bâtisses historiques était considéré comme réactionnaire et l'entretien d'architectures du XIXe siècle fut plus souvent dû au jeu du hasard qu'à un choix volontaire<sup>16</sup>. L'orientalisme ayant fleuri dans des lieux sensibles aux modes et aux tendances éphémères tels que les cafés-concerts et théâtres de variétés, certaines architectures virent leurs décors modifiés – pensons au Cirque Royal à Bruxelles. Le cas fut plus fréquent encore pour les aménagements intérieurs sans véritables éléments architecturaux – tel le “ five o'clock salon ” du Grand Hôtel Blankenberghe (ill. 8).

<sup>16</sup> Thomas Coomans, « Restauration et conservation », in Anne van Loo (éd.), *Dictionnaire de l'architecture en Belgique de 1830 jusqu'à nos jours* (Anvers : Fonds Mercator, 2003), p. 279.



8

Les édifices qui changeaient fréquemment de destination ou qui connaissaient une succession de nombreux propriétaires avaient aussi beaucoup de mal à maintenir leur intégrité stylistique. Dans les villes où le secteur immobilier poussait à une régénération rapide des constructions, beaucoup de structures furent rasées. Si l'on voulait garder un semblant de conscience patrimoniale, on construisait des projets neufs derrière des façades historiques. Ce façadisme, qui prospéra surtout dans les années 1980 et 1990, notamment à Bruxelles, a bel et bien conservé des façades du XIXe siècle, mais détruit autant de structures et d'intérieurs remar-

### Illustration 8

Le « five o'clock salon » au Grand Hôtel Blankenberghe autour de 1910 (dépliant publicitaire, Heemkring De Benne, Blankenberghe).

quables et signifiants par leur organisation même. Dans les villes balnéaires, cette autre zone géographique où l'orientalisme s'était épanoui au cours du XIXe siècle, le patrimoine architectural fit les frais de luttes à moyens inégaux avec les promoteurs immobiliers. Non seulement les deux guerres mondiales y avaient également endommagé l'infrastructure existante, mais les conditions de villégiature avaient radicalement changé depuis l'introduction des congés-payés en 1936. Les vacances sur la côte gagnèrent en popularité jusqu'à devenir un phénomène de masse où les classes sociales modestes furent majoritairement représentées. Les villas et grand hôtels durent laisser place à des pensions abordables et surtout à des immeubles d'appartements<sup>17</sup>. Seules les dimensions de ces constructions datant des années 1970 à 2000 rappellent la grandeur des palais « orientaux » qui s'y trouvaient jadis.

<sup>17</sup> Rafael Pic, *L'Europe des bains de mer* (s.l. : éditions Nicolas Chaudun, 2009), pp. 115-120 ; Richard Klein, « Le bord de mer pour tous. Nouveaux programmes et villes nouvelles (1930-1975) », in Bernard Toulhier (éd.), *Tous à la plage ! Villes balnéaires du XVIIe siècle à nos jours* (Paris : Cité de l'Architecture et du Patrimoine-Liénart, 2016), pp. 73-78.

### Un patrimoine perdu, un éveil de conscience

La Belgique n'a finalement pris conscience de la valeur culturelle et historique de l'architecture orientaliste des XIXe et début XXe siècles que trop tard pour composer un plan de sauvetage de ce patrimoine. La plupart des traces physiques de l'imaginaire échappatoire de nos ancêtres avait déjà été effacée par le temps. Ce sont surtout les exemples issus de la sphère privée que l'on peut encore retrouver dans un état de conservation plus ou moins correct. Des *kursaals* et théâtres de variété, qui furent les porte-étendards de l'orientalisme architectural belge, il ne reste guère de trace.



9

Le seul complexe de ce type ayant survécu sans grande transformation, est la salle de spectacle bruxelloise l'Egidium (ill. 9), construite en 1905 et convertie en cinéma en 1913. L'immeuble fut ensuite acheté par la paroisse qui l'utilisait comme salle polyvalente sans que soient effectués de

#### Illustration 9

La salle de spectacle de l'Aegidium, anciennement Egidium, à Bruxelles, construite par l'architecte Guillaume Segers en 1905 (A. Rauchen, 2014 – Creative Commons License).

grands travaux, ce qui permit de sauver l'ensemble. Même si aujourd'hui la salle orientaliste se trouve dans un certain état de décrépitude, et malgré les attermolements d'une restauration projetée depuis dix ans déjà, le site est inscrit par les autorités de la Région Bruxelles-Capitale au patrimoine depuis 2006<sup>18</sup>. Une bonne dizaine d'années auparavant un autre immeuble orientaliste, l'ancien Grand Hôtel du Kursaal (devenu Hôtel Bristol), qui se trouvait dans un assez bon état au début des années 1990, et ce malgré des transformations, fut lui démolie.

Plusieurs raisons expliquent cette très tardive patrimonialisation de l'orientalisme. L'absence de reconnaissance publique pour ce type de constructions en fut certainement un élément déterminant. Mais il serait trop facile d'incriminer la seule perception du grand public. Sans documentation constituée par des spécialistes et sans sensibilisation de leur part, aucune évidence ne peut se dessiner aux yeux des autorités publiques. Et ces approches professionnelles se sont fait attendre notamment parce que des générations successives d'historiens de l'art et de l'architecture du XXe siècle ont reçu une formation qui mettait en avant les logiques de renouvellement et privilégiait un discours moderniste. Dans cet état d'esprit, tous les styles dits "néo-" du XIXe siècle furent considérés à l'aune de leurs modèles, comme les versions "remâchées", sans inspiration, d'anciennes tendances formelles<sup>19</sup>. L'orientalisme, qui a emprunté ses formes à une autre région du monde, fut placé dans la même catégorie et traité comme un style sans intérêt ni pertinence. L'attention tardive portée à l'orientalisme tient aussi à son contexte d'application : un contexte de détente et d'amusement. Comme on l'a dit, cela allait de pair avec un type d'architecture éphémère – dont les traces se perdent – mais cela implique également un certain manque de noblesse du sujet. Longtemps, les produits de la culture populaire ont peiné à accéder au statut d'objets d'études pour les historiens de l'art<sup>20</sup>. Que les constructions orientalistes aient été apparentées à des folies signifiait aussi que ces formes architecturales rares, souvent marqueurs d'une certaine excentricité (sociale), devaient être placées dans les marges du canon. Le fait de n'avoir guère de nomenclature univoque pour ces constructions – les uns les décrivaient comme « orientales », des autres les qualifiaient de « mauresque », de « néo-maure », de « néo-indiennes » ou parlaient de « turqueries » – contribuait à donner l'impression d'une esthétique fragmentée, sans dénominateur commun<sup>21</sup>. Ce ne fut qu'avec la publication, entre autres, de *L'Europe exotique* (1985) de Beaupré et Bouchard, *Der imaginäre Orient* (1987) de Koppelkamm, *The Oriental Obsession* (1988) de Sweetman et *Moorish style* (1995) de Danby que l'on a commencé à prendre conscience en Belgique de l'unité de ces ensembles. Toutes ces bâtisses exotiques faisaient partie d'une tendance éminente et internationale qui fut symptomatique de la période dans laquelle elle connut son essor et sa popularité.

On ne peut cependant parler de véritable sensibilisation dans les secteurs du patrimoine belge qu'à partir de la publication en 2002 de *Vreemd gebouwd* (publié uniquement en néerlandais, et qui se traduit littéralement par « Étrangement construit »), une initiative du service du patrimoine

<sup>18</sup> Inventaire du Patrimoine Architectural de Bruxelles-Capitale, [http://www.irismonument.be/fr.Saint-Gilles.Parvis\\_Saint-Gilles.14.html](http://www.irismonument.be/fr.Saint-Gilles.Parvis_Saint-Gilles.14.html).

<sup>19</sup> Voir aussi : Anna Bergmans, Jan De Maeyer, Wim Denslagen, Wies van Leeuwen, « Inleiding. Een pleidooi voor goede manieren », in Anna Bergmans, Jan De Maeyer, Wim Denslagen, Wies van Leeuwen (éds.), *Neostijlen in de negentiende eeuw. Zorg geboden?* (Leuven : Universitaire Pers, 2002), pp. 7-10.

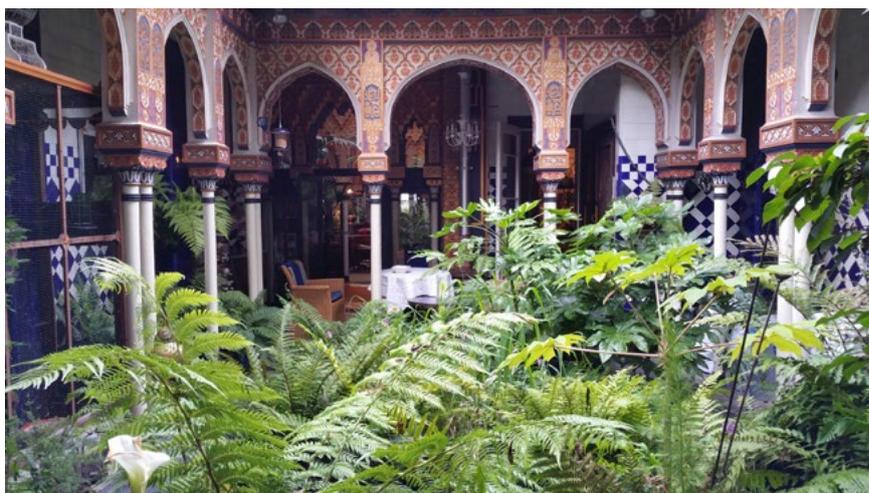
<sup>20</sup> Une émancipation ne s'est produite que graduellement à partir des années 1960, entre autres grâce à des textes tels que *The Long Revolution* (Londres : Chatto & Windus, 1961) de Raymond Williams.

<sup>21</sup> Voir aussi : Davy Depelchin, « Ambiguities in Terminology and Taxonomy as Factors in the Marginalization of Architectural Styles. The Case of Orientalism », *ABE Journal*, 1 (2012), <http://abe.revues.org/249>.

culturel de la Province d'Anvers<sup>22</sup>. Lors de la préparation de cette publication, Stefaan Grieten menait une recherche de prospection sur les « arabesques et turqueries »<sup>23</sup>. Il fut l'un des premiers à rassembler des travaux de professionnels de l'inventorisation et de la conservation du patrimoine sur ces questions. Un inventaire des ensembles orientalistes architecturaux (incluant aussi bien des bâtiments et décors conservés que disparus) fut incorporé dans le volume. L'ampleur de l'impact des influences étrangères sur l'architecture du pays fut depuis également mise en évidence dans le cadre des Journées du patrimoine. En 2006, l'édition flamande de l'événement fut placée sous le thème de l'« Import-Export », en 2009 la Région Bruxelles-Capitale choisit pour titre « Venus d'ailleurs »<sup>24</sup>.

### Tentatives d'une reconstitution

Avoir aujourd'hui une approche consciencieuse des témoignages orientalistes qui nous sont parvenus, réclame de continuer à étudier l'exotisme architectural, de donner au thème une place dans le canon de l'histoire de l'art et d'y apporter de l'attention lors d'initiatives vulgarisantes. Dans la sphère publique ou semi-publique, une meilleure valorisation de certains ensembles architecturaux devrait passer par des travaux de conservation et de restauration qui lui donnent une place non négligeable aux côtés d'autres architectures plus reconnues et plus recherchées (telles les constructions Art nouveau). Dans le domaine privé, on peut naturellement craindre des mutilations ou destructions plus discrètes ; les mettre à l'abri des dégradations subies par des entités semblables durant la seconde moitié du XXe siècle n'est pas simple. Heureusement, il existe des cas comme la maison de maître de la rue Saint-Hubert à Anvers, soigneusement restauré par ses nouveaux propriétaires depuis 2005 (ill. 10).



10

En Belgique, trop de constructions remarquables ont disparu pour que l'on puisse encore parler d'un patrimoine bâti représentatif de l'exotisme du XIXe siècle. Néanmoins, il importe avoir l'ambition de conserver le

<sup>22</sup> Stefaan Grieten (éd.), *Vreemd gebouwd. Westerse en niet-westerse elementen in onze architectuur* (Anvers: Provincie Antwerpen – Brepols, 2002).

<sup>23</sup> Stefaan Grieten, « Arabesken en turquerieën in België – werkinventaris », in Stefaan Grieten (éd.), *Vreemd gebouwd*. (Anvers : Provincie Antwerpen – Brepols, 2002), pp. 334-340.

<sup>24</sup> Mes recherches elles-mêmes, portant sur l'orientalisme belge et européen en tant que phénomène multidisciplinaire, ont débuté en 2006 et se concentrent d'une part sur la peinture et le dessin, d'autre part sur l'architecture, en particulier celle de la côte. Une partie des résultats de ces investigations architecturales a été publiée au cours de ces dix dernières années. Outre les articles concernant le cas spécifique des expositions universelles, ont été publiés : Davy Depelchin, « Duizend-en-een-nacht aan de Noordzee. Oriëntalistische interieurs aan de Belgische kust (1850-1940) », *Gentse Bijdragen tot de Interieugeschiedenis/Interior History*, 37 (2010-2011), pp. 61-81 ; « De kwadratuur van het escapisme. Het oriëntalisme in de 19de-eeuwse Belgische kustarchitectuur », in Ben de Pater en Tom Sintobin (éds.), *Koninginnen aan de Noordzee. Scheveningen, Oostende en de opkomst van de badcultuur rond 1900* (Hilversum : Verloren, 2013), pp. 175-190 ; « 'Oosterse' settings, Gentse figuren. Oriëntalistische architectuur in de Arteveldestad », *Lezingen 2014* (Gand: Dienst Monumentenzorg Stad Gent, 2015), pp. 52-63.

#### Illustration 10

Maison de maître de la rue Saint-Hubert à Anvers, construite en 1909 par les architectes Lenaerts et De Meyer et dotée d'une cour orientaliste dessinée par Ernest Dieltiens et Maurice Huygh en 1920 (Francis Laleman, 2018).

plus de sites possibles, quelle que soit leur modestie. Car sur le plan national, ils sont les rares témoins monumentaux, possédant ce que Walter Benjamin nommait l' « aura »<sup>25</sup> d'un phénomène historique et culturel complexe et intéressant.

Pour donner une place à ce phénomène, mais aussi pour (mieux) saisir l'atmosphère qui régnait dans des cadres orientalistes, on ne peut se limiter à une étude du patrimoine conservé. À cause de la disparition d'une grande partie des sources monumentales (il ne subsiste qu'un quart des constructions orientalistes connues), les recherches archivistiques et littéraires sont indispensables. C'est notamment grâce au rassemblement, ces trente dernières années, de ces « témoins de papier » que des historiens de l'architecture ont réussi à raconter l'histoire de l'orientalisme et à convaincre le public de sa pertinence historique. Des dossiers de construction conservés dans des archives locales, des notes d'architectes, de la correspondance avec le commanditaire, des articles de presse ou passages de textes littéraires sont autant de sources au potentiel inestimable dans un tel contexte. L'imagerie historique est également de grande valeur. Photos anciennes, cartes postales, gravures nous livrent souvent des informations inédites. Ces données nous permettent-elles de reconstituer sur papier notre patrimoine perdu ? Jusqu'à un certain point, oui. Mais nous devons nous rendre compte que ce que nous trouvons dans les archives et dans la littérature est aussi fragmentaire. Beaucoup de documents qui pourraient nous être utiles n'ont jamais été produits, n'ont pas été conservés ou ont été détruits. Ceci vaut surtout pour des pièces uniques comme le sont par exemple les plans d'architectes. Des éléments qui ont connu une grande diffusion – pensons aux cartes postales reproduisant une façade ou une pièce orientaliste – ont eu plus de chance de nous parvenir, en particulier dans un contexte balnéaire ou citadin. Ces sources issues de la culture populaire sont donc des témoins précieux, comme le montrent de plus en plus d'études scientifiques<sup>26</sup>. Cependant, dans la plupart des cas, elles ne concernent que des lieux à vocation publique. De fait, il est toujours plus difficile de trouver de la documentation sur des ensembles plus modestes.

Le caractère lacunaire de la documentation historique est un argument supplémentaire pour conserver les témoins bâtis orientalistes qui subsistent. La complémentarité des archives et des bâtiments physiquement conservés permettent de se représenter assez fidèlement les manifestations de l'orientalisme au XIXe siècle et au début du XXe siècle. Or, ainsi que nous l'avons déjà souligné, cette connaissance est indispensable à la sensibilisation des pouvoirs publics et des particuliers – qui s'influencent mutuellement. L'idée d'un « patrimoine partagé », c'est-à-dire d'une richesse culturelle reconnue par un large public, devient pour l'orientalisme parfaitement envisageable, pourvu que cette prise de conscience ait lieu, et que la diffusion de cette histoire soit entreprise, fondée sur de solides connaissances.

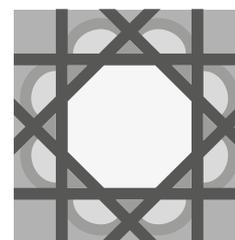
<sup>25</sup> Walter Benjamin, *Œuvres III – L'Œuvre d'art dans l'ère de sa reproductibilité technique* (Paris : Gallimard Folio, 2000), p. 276.

<sup>26</sup> À titre d'exemple nous pouvons citer le recueil : David Prochaska, Jordana Mendelson (éds.), *Postcards, ephemeral histories of modernity* (University Park, Pennsylvania : The Pennsylvania State University Press, 2010).

Davy Depelchin est docteur en histoire de l'art (Universiteit Gent). Bénéficiaire d'une bourse de la Politique Scientifique Fédérale belge, il a travaillé comme chercheur et commissaire d'expositions aux Musées Royaux des Beaux-Arts de Belgique à Bruxelles de 2009 à 2016. Il est l'auteur de plusieurs articles et chapitres de livres sur l'orientalisme dans l'architecture et dans les beaux-arts du XIXe siècle et a organisé plusieurs expositions sur ces thématiques. L'une d'entre elles, *De Delacroix à Kandinsky. L'orientalisme en Europe* a été présentée à Bruxelles, Munich et Marseille. Il a par ailleurs été chargé de cours à la Open Universiteit aux Pays-Bas (2017-2018).

# Le patrimoine bâti entre le marteau de la croissance et l'enclume du basculement du monde

Commentaire critique par Leïla el-Wakil  
Genève



bfo-Journal  
4.2018

bauforschungonline.ch

Sur une planète finie, étranglée par la financiarisation, mais dont les ressources s'épuisent, quelle place donner au patrimoine bâti ? Petit pays chéri des dieux, assis sur sa légendaire réputation de paysage alpestre et de *Heidiland*, la Suisse n'échappe pas aux convoitises qui se sont globalisées. Elle s'en ressent d'autant plus que son territoire est petit et, plus visiblement que d'autres, sujet à l'encombrement. Conscients de ce problème, les Jeunes Verts suisses ont déposé l'initiative *Stop mitage*, sur laquelle nous allons voter le 10 février 2019, dont les slogans-clefs dénoncent notamment « la croissance incontrôlée du béton » (soit bétonnage) et plaident en faveur de la protection des paysages et de la préservation des terres agricoles. L'Office fédéral de la Culture de son côté, en la personne du président de la Confédération, Alain Berset, a pris l'initiative de la très intéressante *Déclaration de Davos, Vers une culture du bâti de qualité pour l'Europe*, ratifiée par les ministres européens de la culture au début de l'année 2018 et les instances internationales de protection du patrimoine que sont notamment l'UNESCO, ICOMOS, l'ICCROM, le Conseil de l'Europe. Cette déclaration pointe l'importance de la conservation de la qualité de l'environnement bâti, qui se délite partout en Europe, et « se manifeste par une banalisation du bâti, une absence de valeurs en matière de conception, un manque d'intérêt pour la durabilité, un étalement urbain anonyme, une utilisation irresponsable du sol, une détérioration du tissu historique et un déclin des identités et des traditions régionales »<sup>1</sup>. Dans les deux cas on comprend que la question de la protection du patrimoine est replacée dans un débat plus large qui est celui de l'aménagement du territoire. Car nombreuses sont les questions soulevées aujourd'hui, en Suisse et ailleurs, au vu de la multiplication exponentielle des constructions et infrastructures nouvelles : quelle pesée d'intérêts entre conservation du patrimoine et développement, selon l'idiome consacré ? Jusqu'où élargir la notion de patrimoine *hic et nunc*, alors que se joue, non seulement l'avenir de nos villes historiques et de nos paysages, mais aussi parallèlement celui de notre planète, mise en danger par des décennies de développement [sic], densification, en d'autres mots exploitation exagérée et parfois sauvage des territoires et des ressources naturelles ?

<sup>1</sup> Déclaration de Davos, p. 3, [https://davosdeclaration2018.ch/media/Brochure\\_Declaration-de-Davos-2018\\_WEB\\_2.pdf](https://davosdeclaration2018.ch/media/Brochure_Declaration-de-Davos-2018_WEB_2.pdf), consulté le 10 novembre 2018.

## Patrimonialisation : bref rappel

La notion de patrimoine, telle qu'établie par le monde occidental, repose sur un postulat de départ qui affirme que sa conservation est une nécessité

vitale pour l'humanité. Tous les textes fondateurs en matière de conservation du patrimoine tablent sur le fait que la sauvegarde du passé est nécessaire à la construction de l'avenir, que l'identité s'érige sur l'héritage, que le legs des générations d'hier nourrit celles de demain. Que la notion de patrimoine ait surgi, selon les auteurs, dans la Rome de Léon X (1513-1521)<sup>2</sup>, au lendemain des troubles iconoclastes liés au protestantisme ou lors des insurrections de la Révolution française, elle est véritablement portée sur les fonts baptismaux suite à des destructions brutales, massives et traumatisantes.

Si le XIXe siècle a été le grand siècle du réveil des sensibilités à l'égard du patrimoine monumental, le XXe siècle semble avoir été celui de la patrimonialisation à tout crin : aux sociétés savantes d'antiquaires et d'érudits succèdent des associations dont la raison sociale est la protection du patrimoine. En Suisse, à l'aube du XXe siècle se constitue la Ligue pour la Beauté à l'instigation de l'artiste peintre Marguerite Burnat-Provins, devenue en 1905 le Heimatschutz avec ses sections cantonales<sup>3</sup>, association toujours active à l'échelon national et aujourd'hui connue sous le nom de Patrimoine Suisse dans les cantons romands.

Au plan international les plus significatives institutions qui naissent au lendemain des ravages de la Seconde Guerre mondiale, comme l'UNESCO (1945) et l'ICCROM (1956)<sup>4</sup> ont pour mission d'encadrer les multiples et parfois gigantesques opérations de reconstruction entraînées par les catastrophiques démolitions causées par les bombardements de centres historiques comme Dresde ou Varsovie. L'ICOMOS<sup>5</sup>, créé en 1965, après l'adoption de la Charte de Venise<sup>6</sup>, se fixe comme première tâche de promouvoir la doctrine et les techniques de la conservation. L'année 1972 voit surgir la Convention du Patrimoine mondial, qui place au niveau global un nouvel inventaire des Merveilles du monde en réunissant les notions de protection de la nature et de préservation des biens culturels. Généré par le sauvetage des monuments de Haute-Egypte, suite à la création du barrage d'Abu Simbel (1964), cette catégorie universelle connaît un engouement inattendu, devient une sorte de label dont l'obtention provoque un appel d'air touristique, à la fois recherché et dangereux pour la préservation-même des éléments exceptionnels identifiés.

Si le nombre croissant d'institutions, d'associations, de dispositifs et de formations traduit durant le XXe siècle le regain d'intérêt pour différentes formes de patrimoines, les injonctions qui en émanent ne sont encore dans la plupart des cas que prescriptives. A la différence d'une jurisprudence, la doctrine en matière de conservation du patrimoine n'est qu'un arsenal de codes de bonne conduite auquel nul n'est obligé de se plier, à moins que des mesures légales contraignantes ne soient prises subséquentement. Or, quelle que soit la valeur des objets et sites patrimonialisés, l'ère globale du monde et la financiarisation qui l'accompagne, ne font trop souvent que peu de cas de prescriptions qui enjoignent à préserver et restaurer des biens culturels, aussi emblématiques soient-ils au niveau local, régional, national ou global. Sauf si des mesures strictes de protection, telles que classements ou inscriptions à l'inventaire, aboutissent au terme de procédures souvent longues et compliquées, qui nécessitent le bon vouloir des états, régions, communes ou municipalités concernées.

<sup>2</sup> Leïla el-Wakil, « Antique versus moderne au début du XVIe siècle à Rome : la lettre à Léon X », ds. El-Wakil L., Pallini S., Umstätter-Mamedova L., *Etudes transversales. Mélanges en l'honneur de Pierre Vaisse*, Lyon, Presses Universitaires de Lyon, 2005, pp. 47-58.

<sup>3</sup> Diana Le Dihn, *Le Heimatschutz, une ligue pour la beauté. Esthétique et conscience culturelle au début du siècle en Suisse*, Histoire et société contemporaines, Lausanne, 1992.

<sup>4</sup> ICCROM, acronyme pour Centre international d'études pour la conservation et la restauration des biens culturels, né de l'urgence de reconstruire des biens culturels détruits. Ce réseau international d'experts se rallie autour de l'enseignement des pratiques de restauration du patrimoine.

<sup>5</sup> ICOMOS, acronyme pour Conseil international des monuments et des sites.

<sup>6</sup> *Charte internationale sur la Conservation et la Restauration des Monuments et des Sites* (Charte de Venise 1964).

Mais on comprend aussi qu'un pouvoir immobilier occulte, qui, en Suisse comme ailleurs, se cache derrière les politiciens, a trop souvent raison de justes décisions à l'égard du patrimoine<sup>7</sup>!

### La sacro-sainte pesée d'intérêts

« Peut-être faut-il rappeler que dans toute société le patrimoine se reconnaît au fait que sa perte constitue un sacrifice et que sa conservation suppose des sacrifices »<sup>8</sup>. La petite phrase la plus célèbre de l'article de Jean-Pierre Babelon et André Chastel, « La notion de patrimoine », publié dans la Revue de l'Art (1980) pose entre les lignes la question de la pesée d'intérêts. Défendre la cause du patrimoine bâti ou naturel, dont la perte pourrait être ressentie comme une privation, est une démarche idéale qui implique qu'une société soit à même de se rallier autour de prérequis culturels communs. Cependant l'époque actuelle, traversée de courants contraires, rend plus simple de s'entendre sur le nouveau Veau d'or qu'est l'argent que sur les valeurs mémorielle, historique, esthétique, artistique, environnementale, etc. qui qualifient le patrimoine. Ce sont la plupart du temps les autorités qui sont amenées à trancher le crucial dilemme entre développement et conservation. Et l'on taxe encore (mais jusqu'à quand ?) les conservateurs de passéistes, tandis qu'ils sont certainement les nouveaux prophètes du basculement du monde.

Dans une fuite en avant pré-apocalyptique, l'adage « Quand le bâtiment va, tout va » ne s'est jamais aussi bien porté. A la faveur de taux hypothécaires très bas, et à cause du faible revenu dégagé par des intérêts bancaires en berne, les (ex-)régies d'état, comme les CFF, caisses d'assurances et de pensions, investisseurs, et autres, s'en donnent à cœur joie. Opportunité fait loi : partout poussent des logements, des infrastructures, des bureaux... Dans ce contexte les plateaux de la balance qui soupèsent les intérêts penchent plus souvent qu'à leur tour en faveur du développement. Il n'est pas un jour qu'on n'apprenne dans les médias ou par les réseaux sociaux la disparition d'éléments patrimoniaux, chers aux habitants d'un quartier ou d'une ville. Défendue becs et ongles par *Le Collectif de défense de la Maison Mauresque et de son parc-jardin*, l'emblématique maison mauresque de Pessac<sup>9</sup> fut finalement détruite pour faire place à un projet immobilier. Malgré la forte mobilisation du Dr Albert Montané et les arguments avancés, rien n'y fit.

De tels exemples sont actuellement légion dans tous les pays du monde et a fortiori en Suisse, pays stable et attractif pour les investisseurs. Face à l'envol du prix du m<sup>2</sup>, le patrimoine bâti et paysager sont d'encombrants témoins d'un autre âge. Leur élimination libère de lucratifs terrains redevenus « vierges ». Frappés de cécité et d'amnésie face à l'héritage historique, les acteurs de la promotion immobilière néo-libérale soutiennent une croissance de plus en plus contestable, mais que les affairistes continuent d'appeler de leurs vœux. Par là-même ils scient, parfois même sans s'en rendre compte, les branches sur lesquelles ils sont assis : beauté des paysages urbains ou naturels, charme de sites d'exception, cohérence des implantations (sub)urbaines, aménité « du tissu historique [...] des

<sup>7</sup> Un récent scandale touchant l'un des Conseillers d'Etat genevois et largement relayé dans la presse fait état de la collusion entre pouvoir et milieux immobilier, ce qui pourrait bien n'être que la pointe d'un iceberg : <https://www.letemps.ch/suisse/amis-libanais-pierre-maudet-developpent-un-projet-immobilier-proximite-lae-roport>, consulté le 1 décembre 2018 ; <https://www.lematin.ch/suisse/pierre-maudet-projet-immobilier-jeu/story/14889213>, consulté le 1 décembre 2018.

<sup>8</sup> Jean-Pierre Babelon, André Chastel, *La notion de patrimoine*, Paris, Liana Levi, 1994, p. 101.

<sup>9</sup> <https://www.sudouest.fr/2017/07/07/video-pessac-la-villa-mauresque-demolie-ce-vendredi-matin-3598112-3034.php>, consulté le 1 décembre 2018 ; <https://france3-regions.francetvinfo.fr/nouvelle-aquitaine/girond/bordeaux/avantpres-c-est-fini-villa-mauresque-pessac-1293637.html>, consulté le 1 décembre 2018.

<sup>10</sup> Déclaration de Davos.

identités et des traditions régionales »<sup>10</sup>. A propos de cette pesée d'intérêts à sens unique et préjudiciable au patrimoine que revendiquent les « gens » (et non pas les spécialistes), il y a vraiment lieu de se questionner à l'heure actuelle.

<sup>11</sup> Jean-Pierre Babelon, André Chastel, *La notion de patrimoine*, Paris, Liana Levi, 1994, p. 91.

## Un schisme dans le champ du patrimoine

Une autre pesée d'intérêts, larvée, plus pernicieuse et plus difficile à établir et à contrer, s'exerce aussi au sein même des acteurs du champ patrimonial bâti. Depuis une trentaine d'années la défense du patrimoine a ses ennemis intérieurs. Ceci est imputable aux dérives issues de la plus récente des ONG significatives en matière de préservation du patrimoine, Docomomo créée en 1988 à l'instigation de deux architectes néerlandais, Wessel de Jonge et Hubert Jan Henket, pour la documentation, la valorisation et la protection de l'architecture, de l'urbanisme et des paysages du XXe siècle. Cette dernière-née marque clairement la mainmise du lobby des architectes sur le patrimoine et leur volonté de valoriser le béton considéré jusque-là comme la cause de tous les dégâts occasionnés au patrimoine historique. Babelon et Chastel n'affirment-ils pas au début des années 1980 : « En moins d'un demi-siècle la masse de la bâtisse française a doublé ; le fonds de pierre et de brique est cerné, souvent noyé, toujours « déclassé » par le béton »<sup>11</sup>. La portée du clivage entre adeptes de l'architecture ancienne (archéologues, historiens, historiens de l'art, etc.) d'une part et adeptes de l'architecture moderne (architectes, ingénieurs, etc.) entraîné par l'effet Docomomo n'a été qu'injustement mesurée à ce jour.

Suite à ce hold-up, les « Docomomophiles », priorisant l'architecture du XXe siècle, entreprennent leur propre croisade patrimoniale, divisant le champ du patrimoine bâti pour valoriser d'abord celui de l'architecture moderne et contemporaine. Des formations spécialisées consacrent la scission entre « patrimoine moderne et contemporain » d'un côté et « tout le patrimoine bâti » de l'autre. L'exemple genevois est symptomatique à cet égard. Le Département d'histoire de l'art de l'Université de Genève met en place un Diplôme d'Études spécialisées supérieures en Conservation du patrimoine et Muséologie, tandis que l'Institut d'architecture de l'Université (IAUG), invente peu après son Diplôme d'Études approfondies en Conservation du patrimoine moderne et contemporain. La concurrence entre les deux formations se résout par une équation simpliste qui accentue le schisme : à peu d'exceptions près, les « lettrés » se forment en Lettres, les architectes à l'IAUG.

Tandis que la devise de la première Année Européenne du Patrimoine (1975), lancée par le Conseil de l'Europe, clamait « Un avenir pour notre Passé », ce qui traduisait parfaitement un intérêt pour l'architecture et les biens culturels hérités d'autrefois, forte de son expertise toute nouvelle en matière de patrimoine contemporain, la nouvelle intelligensia du patrimoine impose sans discussion le motto « Construire le patrimoine de demain », un slogan qu'on imagine né du narcissisme d'un cerveau limbique. Faire-valoir les réalisations de notre époque au titre de « patri-

moine de demain », est une supercherie. Cela revient à les soustraire au jugement des générations futures. Cette présomptueuse dérive s'appuie sur une évidente contradiction interne : nul n'est raisonnablement à même de prédire aujourd'hui ce qui fera patrimoine demain. En toute logique et en s'appuyant sur la définition établie ici d'entrée de jeu, le choix du patrimoine de demain incombe aux générations à venir. Dans les faits, le maniement perfide de ce slogan suffit parfois pour légitimer le sacrifice du patrimoine d'aujourd'hui. On comprend donc que, sans se questionner un instant sur l'absence de limpidité déontologique de leur démarche, les adeptes de l'architecture contemporaine ont fait main basse sur la notion de patrimoine en la détournant complètement de son acception originelle. Comment combler maintenant le fossé qui s'est ouvert entre le patrimoine bâti des uns et le patrimoine bâti des autres ?

### Quel patrimoine pour l'après basculement du monde ?

Rester fixé sur la seule préservation du patrimoine bâti ne fait plus beaucoup de sens aujourd'hui, au rythme où se modifie notre cadre de vie et à la cadence de marche forcée où évolue notre planète. Qui ne s'est appitoyé sur les misérables conditions de survie, dans un environnement absolument dégradé, d'un patrimoine, de quelque époque qu'il soit, pourtant tout ce qu'il y a de plus restauré dans les règles de l'art ?

Dans la Convention pour le patrimoine mondial de 1972, l'UNESCO envisage déjà, avant d'inventer la catégorie du patrimoine immatériel, de prendre en compte diverses sortes de biens patrimoniaux, tels que biens immobiliers, sites naturels ou paysages culturels. Cantonné dans le registre muséal des valeurs exceptionnelles, le principe qui concilie la conservation des sites culturels et celle des sites naturels [...] vise à protéger « les lieux, les paysages et les sites historiques les plus extraordinaires pour le présent et l'avenir de toute l'humanité »<sup>12</sup>. L'Unescoïsation du monde a ses détracteurs et nous ne savons plus très bien si notre planète a encore un avenir devant elle. Toutefois cet élargissement du champ patrimonial anticipe une vision de conservation holistique, non pas seulement « de la cathédrale à la petite cuillère »<sup>13</sup>, comme l'avait si bien décrit Natalie Heinich, mais du chalet aux abeilles en passant par les anciennes friches industrielles, surprenants réservoirs de biodiversité dans les villes...

Les travaux du Club de Rome et la première prise de conscience écologiste proclamée dans les années 1970 ont coïncidé avec une large prise de conscience en faveur du patrimoine bâti et naturel. Les circonstances liées au néo-libéralisme agressif des années 1980-2010 ont mis sous le tapis l'ensemble des problèmes cruciaux qui avaient été soulevés dans le rapport Meadows<sup>14</sup>, intitulé en français *Halte à la croissance !* Partout à travers le monde, les Verts se sont enlisés dans de glauques méandres, pris dans les filets des droites ultra-libérales. L'alarme est tirée maintenant par la jeune génération qui a à se débattre avec la gestion de l'héritage forgé par l'irresponsabilité de ses aînés, un héritage impossible à répudier. En ce sens l'initiative Stop mitage des Jeunes Verts Suisses nous rappelle que bétonnage rime encore pour le commun des citoyens (et, sauf exception,

<sup>12</sup> *La Convention du patrimoine mondial*, <https://whc.unesco.org/fr/convention/>, consulté le 1 décembre 2018.

<sup>13</sup> Nathalie Heinich, *La fabrique du patrimoine. De la cathédrale à la petite cuillère*, Maison des Sciences de l'Homme, coll. « Ethnologie de la France », 2009.

<sup>14</sup> Donella Meadows, Jorgen Randers, Dennis Meadows (2002), *Limits to Growth, traduit par Halte à la croissance? Le club de Rome présenté par Janne Delaunay. Rapport Meadows*. Ed. Fayard, Ecologie, 1972.

pour beaucoup d'initiés) avec dégradation de l'environnement, ce que la Déclaration de Davos nomme sous les termes de « banalisation du bâti », « absence de valeurs en matière de conception », « manque d'intérêt pour la durabilité », « étalement urbain anonyme », « utilisation irresponsable du sol ».

Pour passer à la vitesse supérieure de la conservation des patrimoines immobilier, naturel, environnemental et vivant, il importerait à présent de rétro-pédaler ou, à tout le moins, de stopper tout ce qui, sous couvert de développement, implique encore des destructions, des abattages, des nettoyages, des éradications. Ce n'est pas dans ce sens que souffle le vent si l'on songe aux dispositifs de densification mis en place un peu partout sous le vocable de Grand je ne sais quoi ou de Grand n'importe quoi : dans une attitude de suivisme très provinciale Genève a emboîté le pas au Grand Paris en avançant une vision complètement dépassée d'un Grand Genève. Adopté en 2013, le Plan directeur cantonal 2030, table sur une densification correspondant à la venue de quelques 100.000 personnes supplémentaires, ce que les statistiques sont du reste en train d'infirmes. Ce plan directeur est un plan destructeur. Le patrimoine, la nature, les sites, la biodiversité passent à la trappe, le territoire est gaspillé, tandis que s'augmente le scandaleux parc immobilier de locaux vides qui cherchent preneur. Toutes choses qui vont diamétralement à l'encontre de la Déclaration de Davos.

Nouveaux vecteurs des prises de conscience populaires, les pages des réseaux sociaux sont le meilleur reflet du bon sens des « gens » qui se voient dépossédés de leur cadre de vie et de leur patrimoine, au sens très large qu'il doit recouvrir aujourd'hui. Innombrables sont les pages de doléances de mouvements<sup>15</sup> et de mobilisations en faveur de patrimoines qui représentent des lieux d'avenir et de véritable renaissance, pour sortir des impasses où nous ont conduits et nous conduisent encore les affairistes de la (post ?-) modernité ultra-libérale. Les pages et liens internet relatifs à feu la Maison Mauresque de Pessac, finalement rasée par Nexity pour y construire des immeubles, résumant toute la misère et l'injustice d'une fin de civilisation, perdue entre le marteau de la croissance et l'enclume de basculement du monde, comme les lignes qui suivent le font entendre : « Nous sommes un collectif de citoyens et d'associations réunis pour préserver de la destruction la Maison Mauresque de Pessac et son parc-jardin, qui pour nous sont comme un bijou dans son écrin de verdure, derniers rescapés du Domaine du Château de Saige Fort-Manoir, témoignage de ce qu'était encore Pessac quand Claude Saint-Orens la nommait « la perle des banlieues », oasis au milieu de la cité HLM avec ses 8 tours de 18 étages, ses barres d'immeubles, ses parkings, le bruit et la fureur de la circulation automobile et des embouteillages d'un grand rond-point et de ses avenues, de la rocade avec la bretelle de la route d'Arcachon et du pays Basque, un poumon au milieu de la pollution ! [...] Elle est vraiment exceptionnelle dans ce quartier d'habitat social, une fleur au milieu du béton, et les habitants y sont très très attachés »<sup>16</sup>.

L'urgence dans laquelle nous nous trouvons à présent pour sauver nos conditions de vie sur une planète finie impose de redire de manière définitive *Halte à la croissance* en protégeant sans discrimination tous les ty-

<sup>15</sup> La page Facebook *Contre l'enlaidissement de Genève a été créée* il y a un peu plus de deux ans pour dénoncer les atteintes portées au patrimoine bâti et paysager ainsi qu'à la biodiversité du Canton, <https://www.facebook.com/contrelenlaidissement/>, consulté le 12 décembre 2018.

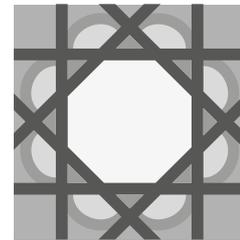
<sup>16</sup> <http://www.sppef.fr/2017/06/16/la-maison-mauresque-de-pessac-gironde-une-fleur-au-milieu-du-beton-pour-combien-de-temps/>, consulté le 1 décembre 2018.

pes de patrimoines bâtis, culturels, artistiques, naturels, dont nous avons hérités. Et particulièrement ceux que les populations reconnaissent comme des “ fleurs au milieu du béton ”».

Leïla el-Wakil bénéficie d’une double formation en histoire de l’art et en architecture. Diplômée en 1979 de l’Ecole d’architecture de l’Université de Genève, elle soutient son doctorat ès Lettres en histoire de l’art en 1986. Cette double formation permet à Leïla el-Wakil de développer ses réflexions et compétences scientifiques sur les questions et enjeux d’histoire de l’architecture, des arts appliqués, du patrimoine et de la mise en valeur architecturale et culturelle via le tourisme. Successivement assistante, maître-assistante, chargée de cours, maître d’enseignement, elle termine sa carrière académique en tant que professeure associée au sein de l’Unité d’histoire de l’art de l’Université de Genève. Leïla el-Wakil a développé ses activités de recherche et d’expertise autour du patrimoine genevois, du patrimoine suisse et du patrimoine international. Ses compétences lui ont permis d’obtenir des prix et récompenses et une reconnaissance locale et internationale. Ses ouvrages et nombreux articles ont été publiés dans des revues scientifiques. Parallèlement à sa carrière universitaire, Leïla el-Wakil s’est impliquée dans la vie culturelle associative de la Cité et de la Suisse, faisant partie de nombreux comités de sociétés savantes et de protection du patrimoine. Elle effectue actuellement ses recherches en Suisse, en Europe et en Egypte. Elle a élargi depuis plusieurs années son action au patrimoine égyptien et du Sud de la Méditerranée et a travaillé conjointement avec l’UNESCO dans le cadre de projets de sauvegarde du patrimoine bâti. Pro Helvetia a choisi Leïla el-Wakil pour être la curatrice du Salon Suisse de la Biennale de Venise 2016.

# ***Mémoires fragiles. Conserving Orientalist Architecture in Switzerland and Beyond***

**International Workshop, University of Zurich,  
September 22, 2018**



**bfo-Journal  
4.2018**

[bauforschungonline.ch](http://bauforschungonline.ch)

**Review by Ariane Varela Braga  
University of Zurich**

The international workshop “*Mémoires fragiles. Conserving Orientalist Architecture in Switzerland and Beyond*”, held at the University of Zurich on September 22, 2018, on occasion of the European Year of Cultural Heritage and its overarching topic “*Shared Heritage*”, addressed a specific aspect of the larger debate on heritage conservation, that is, the challenges related to the conservation of Orientalising architecture. For this purpose, Swiss and foreign experts discussed issues referring to the preservation of such architectures in Switzerland and Europe by using selected case studies. Organized by Francine Giese (University of Zurich), Leïla el-Wakil (University of Geneva) and Ariane Varela Braga (University of Zurich), the workshop additionally benefited from the collaboration of several institutional partners: the University of Zurich, the University of Geneva, the Swiss Society for the Middle East and Islamic Cultures, ICOMOS Suisse, and the Swiss Academy of Humanities and Social Sciences (SAGW). Following the organisers’ opening remarks, the workshop kicked off with some Switzerland-related examples from the Canton of Ticino and the city of Geneva. First, Maria D’Alessandro (Bern) debated the role the Fossati brothers Gaspare (1809-1883) and Giuseppe (1822-1896) played in the diffusion of Orientalising architectural styles in that region. David Ripoll (*Inventaire des monuments d’art et d’histoire du canton de Genève*) then analysed the problematic reception of this architecture in Geneva. He furthermore discussed how Orientalising monuments were ‘de-Orientalised’ during the first half of the 20th century, as well as aspects related to the conservation of these testimonies of local architectural heritage. The subsequent paper by Richard Buser (Baden) drew attention to the German-speaking part of Switzerland and more contemporary times by addressing a debate of the 1980s on the preservation of the neo-Moorish Malaga winery in Lenzburg, in the Aargau Canton. After this contribution, the workshop concentrated on European examples outside of Switzerland. Silke Kreibich (Berlin) presented the special case of an Orientalising room in Schloss Branitz and its historic transformations, followed by a broad examination of Orientalising architectures in France by Nabila Oulebsir (University of Poitiers). The workshop concluded with a keynote lecture by Amra Hadžimuhamedović (International University of Sarajevo), who addressed some issues regarding the designation, destruction and conservation of Orientalising architecture in Bosnia

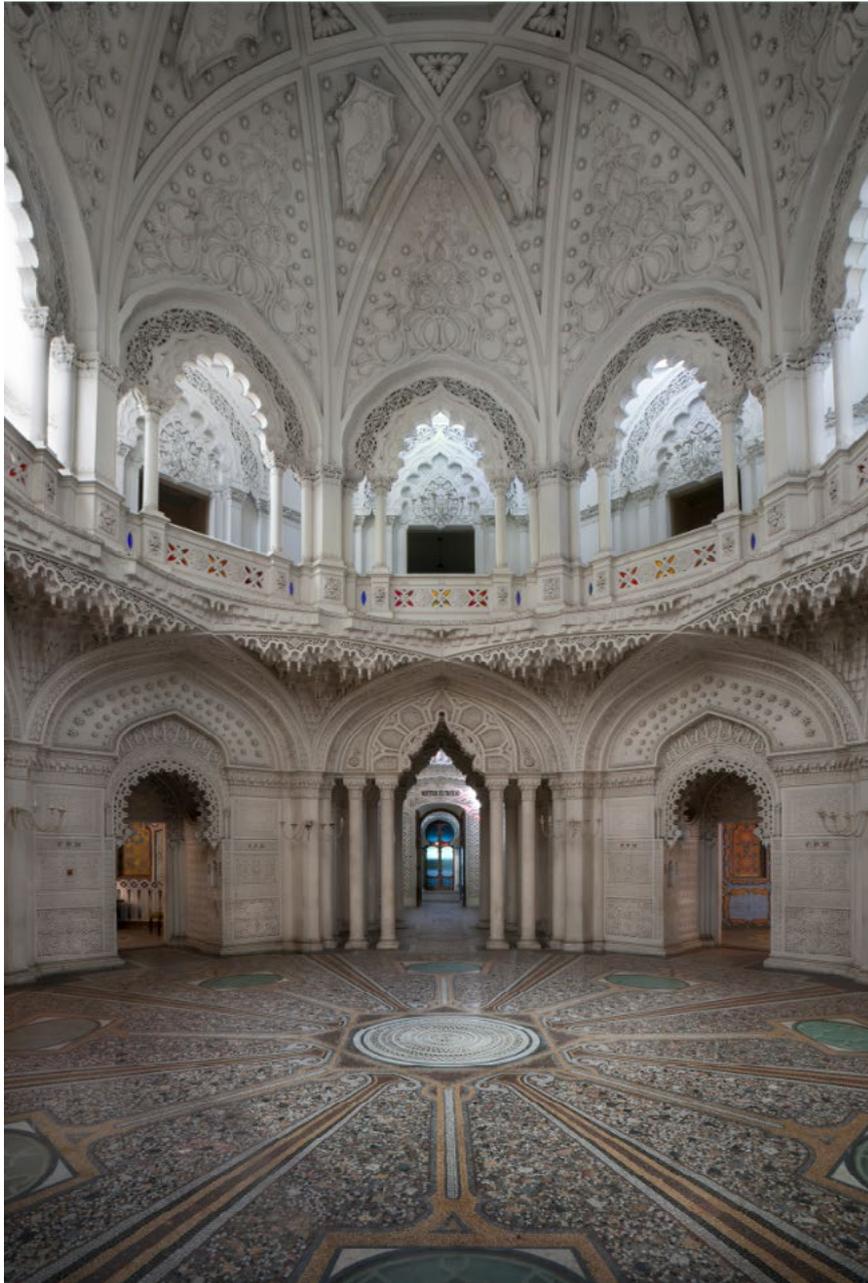
by examining the case of Sarajevo's former City Hall.

Several contributions pointed out the many losses and mutilations the discussed monuments had suffered in several European countries during the 20th century. That this issue still bears relevance even today and not only in a historical perspective can be illustrated by the exemplary case of the villa-castle of Sammezzano (figs. 1-2). Situated some 40 km south of Florence, Tuscany, Sammezzano is one of the most important and largest Orientalising architectures in Europe. The structure has a long history, dating back to the Middle Age, for it is said that it had hosted Charlemagne (742-814) in 780, during his return from Rome. Documents further attest that Ferdinando I de Medici (1549-1609), the Grand Duke of Tuscany, had sold the property to Odoardo Ximenes d' Aragona (1500-?) at the end of the sixteenth century, who belonged to a family of Iberian origin that had translocated to Tuscany before. Yet it was not before the nineteenth century that the Orientalising palace of Sammezzano was created, thanks to the eccentric person of the Marquis Ferdinando Panciatichi Ximenes d' Aragona (1813-1897), who was responsible for the complete renovation of the building, beginning in the late 1840s. In fact, Sammezzano can be regarded as his life-long masterpiece, as the works continuously progressed until the end of his life and even beyond, thanks to his daughter Marianna Panciatichi Ximenes Paulucci (1835-1919), who supervised their completion. Combining architectural and ornamental inspirations from a vast repertoire of Islamic sources, including the Alhambra of Granada, the Alcazar of Seville, the Taj Mahal, Persians and Cairene models, Panciatichi created an enchanting architecture with only few international equivalents. Its singularity and almost magical appearance has not passed by unnoticed: Fashion designers and cinema directors from all over the world have used the location as set for their productions, with recent examples including the movie *Il racconto dei racconti* (*Tale of Tales*, 2015) by Matteo Garrone and an advertisement for Thierry Mugler's perfume *Alien*.

1



Figure 1  
Regello, Villa of Sammezzano, exterior view (Ferdinando Panciatichi Ximenes d' Aragona, 1840s-1910s). © Bildarchiv Foto Marburg / Rabatti & Domingie Photography.



2

Yet in spite of its exceptionality and relevance for the history of the reception of Islamic art and of Orientalising architecture in 19th-century Italy, and even though it is enlisted in the Italian Code of Cultural Heritage and Landscapes (*Codice dei beni culturali e del paesaggio*), the villa of Sammezzano is at the risk of disappearing. After serving as a luxury hotel for many years in the late 20th century, it came into possession of an international holding that did not survive the financial crisis of the early 2000s. In a country with such a vast cultural and artistic heritage, the Italian government did not regard the preservation of 19th-century architecture as a priority task, which is why Sammezzano has not been granted governmental protection. This lack of action by officials is contrasted by a strong public interest. In 2012, a local committee called the ‘FPXA

**Figure 2**  
Regello, Villa of Sammezzano, view of the White Hall (Ferdinando Panciaticchi Ximenes d’Aragone, 1860s). © Bildarchiv Foto Marburg / Rabatti & Domingie Photography.

Comitato' (10 marzo 1813-2013 – Comitato per I duecento anni dalla nascita del Marchese Ferdinando Ximenes d'Aragona/March 10, 1813-2013 – Committee for the Two-Hundredth Birthday of Marquis Ferdinando Ximenes d'Aragona), dedicated to the preservation of the palace, had its first constitutive meeting. Thanks to its efforts, it was possible to organize a conference on the building, followed by a publication that helped raise awareness on the historical significance of this forgotten heritage. A few years later, in 2015, the movement "Save Sammezzano" came into being, which has promoted the protection of the monument ever since, by setting up numerous initiatives on local, national and international level, including a restoration campaign and approaches for making the building accessible to the general public. A great success was that in 2017 the villa of Sammezzano was enlisted in the FAI (*Fondo per l'ambiente italiano*), Italy's equivalent to the National Trust, as one of its most endangered monuments. In a cooperation with the Italian Touring Club, Sammezzano was also included to *Europa Nostra's* list of the "Seven Most Endangered" European cultural sites, where it ranked among the twelve finalists. The same year, the FAI selected the building as the "Monument of the Heart", an award based on a popular vote and connected to a prize money of 54.000 euros reserved for its restoration. However, this money could not be used due to legal difficulties: after several unsuccessful auctions, Sammezzano remains without an official owner, which is why the initiative "Save Sammezzano" has taken legal action, in the hope that this magnificent example of Orientalising architecture will finally receive the attention it deserves from local and national authorities.

The contribution delivered in Zurich underlines that cases like Sammezzano are not unique and that the preservation of Orientalising architecture, which often involve relevant issues of self-representation and identity, is linked to many cultural, economic and political problems whose solutions require negotiations on the level of local communities. It is to be hoped that initiatives like the ones promoted in the workshop at the University of Zurich may not only contribute to academic debates but also help to broaden the awareness of the importance of monuments from the cultural heritage of the last two centuries that are neglected too often.

Ariane Varela Braga is SNF Assistant and post-doc researcher at the University of Zürich, working in the project Mudejarismo and Moorish Revival in Europe. She has studied at the Universities of Geneva and Neuchâtel (PhD, 2013). She has been a Lecturer in art history at John Cabot University in Rome and is a former member of the Swiss Institute in Rome. Research fields: theory of ornament and decorative arts, Orientalism and reception of extra-European art.